diesem Lande bin ich in mancher Hinsicht enttäuscht worden. Ich dachte, in einem neuen Lande sollten auch neue Gesetze sein, habe aber gerade das Gegenteil ausgefunden. Die Gesetze für die Arbeiter sind noch genau so wie sie in der Blüte des Mittelalters waren. Aber wir lassen den Mut nicht sinken, denn auch wird es wohl mit der Zeit anders werden. Wir Oesterreich-Deutsche gehen von dem Standpunkt aus, daß mit vereinten Kräften sich das Schwerste leicht vollbringen läßt. Darum schließe ich mich auch der Kette der Courierleser an und will auch ein Glied derselben werden unter den Deutschen Canadas. Ich werde mein Möglichstes versuchen dem Courier recht viel neue Leser zu gewinnen, damit die Zahl der Klassen und zielbewußten Deutschen hier immer größer wird.

Hochachtungsvoll
Josef Reisenberger.

Erlebnisse in San Francisco, California.

Rudolf Ehmann.

Schon mehr wie ein viertel hundert Jahre, Bürger des schönen Canada, zog es mich im vergangenen Jahre den Süden zu besuchen und ich unternahm eine Reise nach Californien. Diese interessanten Erlebnisse, in dem so beschriebenen Dorado der Goldmänner, will ich meinen deutschen Freunden und Bekannten nachstehend der Wahrheit entsprechend erzählen. Meine Wiege stand in Süd-Rußland, wo ich als Knabe die schönste Zeit meines Lebens am Dnieperfluße verbrachte, an seinen Gestaden fischte und auf seine smaragdgrünen Wogen umher gondelte.

Herr Rudolf Ehmann

Nun sollte mir das sonnige Californien, meine schönen Jugenderinnerungen wieder vor die Seele zaubern und ich verließ meine zweite Heimat Canada am 14. April 1913.

Meine Absicht war eigentlich auch Mexiko zu durchkreuzen, von dort nach Japan und China, und durch Sibirien nach Odessa meinen Geburtsort zu gelangen.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt; denn ich wurde bis vor kurzer Zeit in Californien geschäftlich aufgehalten.

Kaum sieben Tage nachdem ich das noch in Schnee gehüllte Canada verlassen hatte, traf ich in San Francisco ein. Es war an einem wunderschönen Sonntagsmorgen und die schöne Stadt, das geschäftige Leben und treiben stimmte mich wohlgemut.

Meine erste Aufgabe war es, einen deutschen Freund aufzusuchen und ich hatte das Glück einen Herrn zu treffen, der mir Anweisung erteilte, wo ich die Claystraße, die Wohnung meines Freundes in diesem gewaltigen Häusermeer ausfindig machen konnte.

Zu meinem nicht geringen Schrecken warnte mich besagter Herr vor dieser Straße, da es dort keine Seltenheit sei, daß Leute ausgeraubt, oder gar ermordet würden.

Da mir aber mein Freund als braver Kerl genug bekannt war, so entschloß ich mich trotzdem denselben aufzusuchen und ich nahm in einem Auto Platz, welches mich in sausendem Tempo durch die Straßen San Franciscos meinem Ziele zuführte.

In einer schmalen Straße, die auf mich den Eindruck machte, daß nur Leute, die nicht auf irdischen Rosen gebettet sind, sowie Existenzen, denen zu viel Licht unangenehm ist, dieselbe bewohnten, hielt mein Auto vor einem Armsünderhäuschen, welches als Firmenschild die Aufschrift „Saloon" trug.

Die Hausnummer stimmte, aber ich griff unwillkürlich nach meinem Portemonaie, und dann nach meinem Revolver, der mit acht Bleibohnen geladen war, sandte meinen Chauffeur mit meinem Handkoffer voraus, um im Falle eines Ueberfalles meine Hände frei zu haben.

In einem halbdunkeln Zimmer, woselbst der Boden krumm und halb aufgerissen war, kam mir der Wirt entgegen und nachdem ich mich vorgestellt und nach meinem Freunde Stephan gefragt hatte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Stephan, Zimmer No. 12 inne habe. Mein Wirt, der meine Verlegenheit wohl schon bemerkte, pfiff auf den Fingern und ein rothaariger Hausknecht, schmutzig, mit einem Verbrechergesicht, aber von herkulischen Körperformen, stellte sich vor mich hin und unser Wirt gab dem Knecht den Auftrag meinen Freund herunter zu holen.

Wie ich den roten Vagabunden von dannen ziehen sah, atmete ich wirklich erleichtert auf und meinem Munde entschlüpften unbewußt die Worte aus Schillers Räuber: „Franz Mohr!" Wohl eine halbe Stunde wartete ich in diesem dunkeln Raume auf die Ankunft meines lieben Stephan, als endlich der Rothaarige erschien und mir den Bescheid brachte, daß Herr Stephan krank sei und sein Zimmer nicht verlassen könne, ich mich daher unter Führung des schmutzigen Riesen nach seiner Wohnung begeben möchte. Eine Falle dachte ich! In der Rocktasche umschloß ich meinen Revolver schußbereit, jedenfalls mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Stärke Dich vorerst noch einmal armer Rudolf, so zog es mir durch den Sinn, wer weiß, welch weite, weite Reise Du heute noch zu machen hast, von welcher es kein Wiederkommen mehr gibt.

Meinem verlorenen Paradise in Regina gedenkend, entfiel meinem Auge eine Abschiedsträne und ich ließ mir zum Troste mehrere gute Lebenselixire einschenken.

Zwei stark angezechte Neger schoben sich zur Wirtshaustüre hinein, rempelten mich nicht unsanft an und beschnupperten mich, als gelüste es ihnen nach Menschenfleisch, noch meiner nicht zu verachtenden Körperfülle.

Jeden Augenblick war ich darauf gefaßt, die Worte „Hände hoch" zu vernehmen, mit jedem Schritte glaubte ich auf irgend eine Falltüre zu treten und in ein Kellergewölbe zu verschwinden. Noch schwankend was ich hier beginnen sollte, trat der Hausknecht wieder auf mich zu und bat mich, ihn zu meinem Freunde zu begleiten. Ich raffte all meinen Mut zusammen und folgte endlich durch viele dunklen Gänge und über halsbrecherische Stiegen meinem Führer, dessen rote Haare mir wie eine „Fata morgana" vorschwebten. Wir passierten nun einen langen tief dunkeln Korridor, der nur spärlich durch einer schwarz angeranchten Lampe erleuchtet war. Ich glaube das Dante als er von Virgil durch die Hölle geführt wurde, keinen erschreckendern und fürchterlichern Eindruck erhalten hat, als ich in den Mauern dieses Hotels in San Francisco. Aber die Schattenseiten meines Aufenthaltes in dieser gefährlichen Gegend, sollten noch erst kommen. Empfindungen, Gefahren, Strapazen und Einblicke in die Lasterhöhlen dieses Erdteils, übersteigen alles Glaubhafte und werden mir lebenslang unvergessen bleiben. Endlich kamen wir an Türe No. 12 woselbst mein Freund wohnen sollte.

Der Rothaarige bumste mit seiner Riesenfaust gegen die Türe und eine mir so wohl bekannte Stimme rief „Herein"! Als Columbus den Ruf hörte: Land, Land, da kann ihm kaum wohler zu Mute gewesen sein, wie mir in dem Augenblick, als ich die Stimme meines lieben Freundes erkannte.

Die Türe aufzureißen, den herzigen alten Jungen zu umarmen, war das Werk eines Augenblicks. Wo kommst denn Du her? Direkt aus den Eisfeldern Canadas, wo der Weizen blüht, und die Zukunft der Lebewesen auf Erden gesichert ist. — Nachdem wir uns gegenseitig ausgesprochen hatten, machten wir einen Bummel durch die Großstadt St. Francisco und mein Freund führte mich in ein Haus ein, welches unter dem Namen „Deutsche Halle" besteht und von den 150,000 Deutschen in St. Francisco stets besucht wird. In diesem Hause gibt es nun eben alles das, wonach der Deutsche sich im Auslande sehnt. Deutsches Bier, Wein, Billards, Kegelbahnen, deutsche Literatur, die unser Kaiser mit einem herrlichen Werk verschönt hat und was nicht zu verachten ist, für alles deutsche Presse. Wir haben dieses Werk und die Organisation des Deutschtums in St. Francisco hauptsächlich dem Herrn Oscar Hocks, einem geborenen Aachener zu verdanken, der schon seit langen Jahren im Stadtrat sitzt und die deutsche Bevölkerung mit großen Wohltaten erfreute.

Nachdem wir nun die schönen Einrichtungen bewundert, die herrliche Bibliothek durchmustert, die deutschen Dichter ohne Ausnahme auf ihren Postamenten bewundert hatten, so wollten wir wohl gemutet unsern heimatlichen Penaten, resp. Hotel zu steuern.

Wo gehen wir hin, war die Frage, als wir beide uns einem belebten offenen Terain gegenüber sahen? Wohl ins Chinesen-Viertel war die Antwort meines Freundes, und ich in meinem Leichtsinn wankte mit, in dieses Viertel, das man schon eine halbe Stunde weit am Dufte erkennen kann. Nun aber beginnt erst der interessanteste Teil meiner Reise.

Opium-Halle!

Durch manches Gäßchen geschlüpft und zu hundertmal vom schöneren Geschlecht angeäugelt, erreichten wir ein Haus, dunkel, todt, öde und verlassen. Diesen Eindruck machte mir die Villa in welche mein angesehener Freund mich einführte. Eingetreten durch enge Türen entpuppte sich dieses bescheidene Haus im Innern, als ein Palast ersten Ranges. Diener in Livree, öffneten uns die Türen, die nur unter gewisser Parole passiert werden durften. Dann — o Himmel: Ein Elisium, ein Eldorado von Schönheit bot sich unsern Blicken. Dieses näher zu schildern, reicht des Schreibers Feder nicht hin; einzig großartig!

Da lagen auf einer Empore zwei weibliche Wesen, mehr Engel wie Menschen und spielten mir unbekannte, wunderbare Melodien vor. Eine wunderhübsche Chinesin in einem nicht näher zu beschreibenden Costüm, bot uns eine eigentümliche Pfeife an. Eine Schönheit sage ich, wie man sie selten unter Europäer finden wird. Nun diese Schönheit mit der Pfeife, nötigte uns auf dem Sopha Platz zu nehmen. Hingestreckt auf sanftem Kissen, wurden unsere Pfeifen entzündet, während die beiden Engel oben auf der Empore klagende Melodien ertönen ließen. (Ich bitte aber diese Melodien nicht mit den klagenden Seufzern unserer modernisierten musizierenden Damenwelt zu verwechseln.)

Durchschwängerte Luft umflutete uns, und — das Opium, sowie die klagenden Laute der beiden Mädchen, lullten uns in sanftem Schlummer.

Mein Opium-Traum

Wörtlich wie es im Traume war: Meine Gedanken hingen an irgend einer verbotenen Türe, hinter welcher ein reizendes Weib versteckt war. Zu dieser Türe hatte kein Mensch Eintritt, wie blos der riesenhafte Chinese der dort als Berberus die schönsten Schönheiten gefangen hielt. Bums! da krachte etwas! War es die Türe, ich kann es bis heute noch nicht sagen, lag ich doch im Opium-Rausche. An mir vorbei zogen in Traumgebilde, Götter und Göttinen, von denen ich einst überschwenglich viel gelesen hatte, nun aber waren die Gesichter alle mir wohlbekannte Einwohner des neuen Weltteils. Wollte ich mit irgendjemand ein Wort wechseln, dann trat der starke Chinese verhindernd zwischen uns und eine der schönen Chinesinnen, legte mir eine herrliche Rose auf den Mund, deren Duft mich betäubte, so daß ich nur denken, träumen, aber nicht sprechen konnte. Die Fantasie zauberte mir einen großen See vor, dessen Wasser brodelte und kochte. In diesem See sah ich hunderte Männer und Weiber, die Köpfe nach unten gekehrt, welche sich vergebens bemühten aus ihrer peinlichen Lage heraus zu kommen. Die liebe Chinesin sagte mir, das seien Menschen, die im Leben zu viel Flüssigkeiten zu sich genommen und nun dafür im Geisteslande gezüchtet würden. Man kann sich leicht denken wie mich dieses anmutete, der ich doch mehr wie 12 Jahre Hotelier war und manchem guten Freund eins über den Durst eingeschenkt habe.

(Fortsetzung in nächster Nummer)

CANADIAN NORTHERN

Ausstellung in Regina

vom 27. Juli bis 1. August 1914

Einfacher Fahrpreis

für Hin- und Rückreise von allen Stationen an der Canadian Northern Eisenbahn in Saskatchewan.
Fahrkarten zum Verkauf vom 25 bis zum 31. Juli Gültigkeitsdauer bis 4. August 1914.

Sonderzug

Donnerstag den 30. Juli von Saskatoon und naheliegenden Stationen. Abfahrt von Saskatoon 5.30 morgens, Ankunft in Regina 12.10 mittags. Rückfahrt von Regina 10.30 abends.
Vollste Einzelheiten von irgend einem C. N. R. Agenten oder schreiben Sie direkt an

Wm. Stapleton
T. P. A., C. N. R. Saskatoon, Sask.

PILES.

Sie werden durch Zam-Buk Linderung finden. Lindert die brennenden, stechenden Schmerzen, stillt Blutung, bringt allgemeine Linderung. Ausdauer mit Zam-Buk bedeutet Heilung.
Von Druggisten u. Händlern 50c per Schachtel

Zam-Buk

Der grüne Spion.

Eine kleine Geschichte aus Alt Weimar.
Von Konrad Marien Lart.

In einem der alten Gäßchen beim Frauenplan zu Weimar, keine einhundert Meter von der staatlichen Wohnung des Herrn Geheimrats von Goethe, lebte bis vor einem Vierteljahrhundert ein rundliches, altes Jüngferchen.

Der Vater des ehrenwerten Fräuleins war Kupferstecher gewesen und hatte so manches Mal bei Goethe vorgesprochen, um ihm ein neues Blatt mit einer bildlichen Darstellung zu bringen oder einen Gravier-Auftrag in Empfang zu nehmen.

Die Mutter war früh gestorben. Durch einen Zufall war sie mit den Franzosen aus der Bourgogne nach Weimar gekommen, hatte hier, weil der Herrgott ihr eine hübsche Gestalt und ein artiges Stimmchen geschenkt hatte, eine zeitlang unter Goethes Augen als bescheidene Chorsängerin am Hoftheater gewirkt und war dann dem Zeichner und Stecher als Ehefrau in das einfache Bürgerhaus gefolgt. Wie es aber so geht, wenn eine Menschenblume in fremdes Erdreich verpflanzt wird: Bald nach der Geburt des kleinen Töchterchens hatte die zarte Französin die Sehnsucht nach der fernen Heimat gepackt, und weil die Reise dorthin zu weit und zu teuer war und ihr auch sonst niemand mehr helfen konnte, war sie blasser und schmaler geworden, bis eines Morgens der Kupferstecher die blauen Gardinen im Schlafzimmer nicht fortzog und die Nachbarn die Totenkränze bestellten.

Das war anfangs der zwanziger Jahre gewesen.

Der Herr Geheimrat von Goethe hatte den völlig verstörten Mann nach dem Frauenplan kommen lassen, hatte ihm gute und trostreiche Worte gesagt und ihn für die kleine Amalie — so hieß das Mädchen der Toten nach der Frau Herzogin Anna Amalia — eine bunte Schachtel mit allerlei Spielzeug gegeben.

Um die fünfziger Jahre — der Herr Geheimrat schlief schon lange in der vornehmen Fürstengruft bei seinen Freunden Karl August und Schiller — war auch der Kupferstecher müde geworden. Die zittrigen Hände hatten den Stichel nicht mehr führen wollen, und weil die Tochter inzwischen durch eine bescheidene Strick- und Nähschule ihr redliches Auskommen gefunden hatte, konnte er die Kupferplatten ruhig beiseite schieben und ewigen Feierabend machen.

Nun war das Fräulein Amalie allein in der Welt.

Das Einsamsein tat ihr nicht weh. Sie kümmerte sich nur wenig um andere Menschen, unterwies ihre kleinen Mädchen gewissenhaft im Nähen und Stricken, hörte sich Sonntags in der Stadtkirche Gottes Wort an und machte zuweilen einen Spaziergang zum Röchen am Ettersberg oder nach Belvedere, wo es den knusperigen Sträußelkuchen gab und die Rostbratwürste über den glühenden Kohlen sich wunderschön braun färbten.

Allmählich aber ging in dem Fräulein etwas Seltsames vor. Die dauernde Einsamkeit machte sie weltfremd und menschenscheu. Die kleinen Schülerinnen bekamen Furcht vor der wunderlichen Jungfer, wurden nach und nach spärlicher und blieben schließlich ganz weg. Wie ein Gespenst stand die Gemiedene und Verkannte nun in dem immer lustigen Weimar.

Am Frauenplan oder gar auf der vornehmen Esplanade, wo einst der Rat Schiller wohnte, war sie kaum noch zu sehen. Eine Buchfahrter Bäuerin brachte das Nötige für die Küche, und drüben der alte Fleischer Schilling, noch ein Bekannter des Vaters vom Stammtisch im Schwan, sorgte dafür, daß auch der Fleischtopf manchmal etwas zu tun bekam.

Tag für Tag saß das Fräulein am Fenster der elterlichen Wohnung in der alten Gasse, strickte lange wollene Strümpfe für einen Händler am Graben und häkelte weiße und blaue Filettücher für die wenigen Kunden, die ab und zu die knarrenden Treppen zu ihr hinaufstiegen.

Ihr einziger Freund war der grüne Spion am Fenster. Der Vater hatte den hübsch lackierten Spiegel mit den beiden gegen einandergestellten Scheiben einmal aus Nürnberg mitgebracht, und seitdem hatte der schmucke grüne Bursche den Kupferstechersleuten alles gewissenhaft verraten, was auf dem Gäßchen bis hin zur Schützenstraße sich zutrug.

Jeden Morgen nahm das Fräulein Amalie ein weiches Tuch und putzte ihn blank. Dann konnte sie mit ihm reden wie mit einem lebenden Wesen: „Weißt Du noch damals, als der Geheimrat drüben so krank war und die beiden Jungen, der Wolfgang und der Walther Goethe, über die Straße zur Apotheke liefen?" Oder ein andermal: „Der alte Bertuch läßt sich auch nicht mehr sehen. Am Ende haben sie ihn doch geholt?"

Ueberhaupt, das alte Fräulein lebte nur noch im Vergangenen.

Wenn sie die modrigen Kästen und Schubfächer der Eltern zum hundertsten Mal durchstöberte oder die Bilderblätter des Vaters besah, war es, als senkten sein gewobene Schleier sich über sie hin. Das Fräulein war wieder das medliche Kind mit den schwarzen französischen Augen. Am Brunnen bei Goethes Wohnung sah sie sich Wasser holen, und sie dachte lächelnd daran, wie einmal der greise Poet sie in die prallen Backen geknifffen hatte. An der Seite des Vaters trippelte sie wieder am Weihnachtsabend zur Stadtkirche, wo so viele kleine Wachslichter brannten, und daheim stand der Christbaum und wartete auf sie. Sie sah sich im Sommer mit ihren Kameradinnen beim Spiel im Schloßpark. Von der Sternbrücke kam der berühmte Dichter, schaute ihnen ein Weilchen zu und freute sich über die artigen Kniee der frischen Jugend. Und wieder wie damals klingelten in den Kasen die Lakerjungen mit den Brezelkörben und an der Bowerksgasse spannten die Stadtväter die eiserne Kette quer über den Weg, damit der Hof in der nahen Stiche während des Gottesdienstes durch Wagengerassel nicht gestört wurde.

Nun sah das Fräulein Amalie in ihrem Spion keinen wirklichen Menschen mehr. Besonders am Abend, wenn von der Armbrust-Gesellschaft in der Schützengasse das Rauen der Kegelkugeln durch die Stille klang und der Blechschmied nebenan seine lärmende Werkstatt schloß, schritten an dem blanken Glas allerlei Leute vorüber, die längst den letzten Gang nach dem beschatteten Friedhof getan hatten. Und alten nickte sie zu mit dem alten, eisgrauen Kopf, und alle grüßten herauf wie in der Zeit, da der Vater noch an den Blatten herumbastelte und aus Goethes kleinem Arbeitszimmer — der Ackerwand der Schein der bescheidenen Oellampe in das Hausgärtchen fiel.

Und eines Spätnachmittags im März hatte das Jungferchen sein letztes und größtes Erleben.

Der lange Stickkopf mit den endlosen Maschen war ihr aus den Händen gegliitten und auf den Boden gerollt. Sie war so müde und mochte das Strickzeug nicht aufsehen.

Da klopfte es sanft an das Fenster. Sie hob den Kopf ein wenig und sah nach dem Spion. Ein seltsamer Zug kam ihr darin entgegen. In feierlicher Langsamkeit bewegte er sich von der Schützenstraße her durch das Gäßchen.

Voran eine Menge kleiner Mädchen, mit denen sie — vor kurzem noch, wie es ihr schien — in der Bürgerschule das Einmaleins gebeutelt hatte. Die Grete Fischer und die Trude Voigt, ihre kleinen Freundinnen, waren auch darunter.

Dann kamen die Jungen, fröhliche, forsche Kerlchen. Der Walter Goethe hatte eine Tanzstunde der Hand der Lockenzarg trug einen Kreuz fixus an langen Stangen.

Nun folgten die Großen.

Ganz vorn der Vater mit der Mutter, die sie nur nach den Bildern über dem Sofa erkannte. Die Mutter hatte ihr blaues Seidenkleid mit der Spitzenkrause angezogen; der Vater trug den grauen geschweiften Sonntags-Zylinder [illegible] das gelbe spanische Rohr mit der Elfenbeinkrücke.

Vier Damen hinter ihnen — [illegible] Freude — [illegible] der alte Geheimrat [illegible] Flaus und weißem Jabot in das Gäßchen ein. Das alte Fräulein verneigte sich tief vor ihm, und der hehre Greis hob sanft seine Hand über die Vermelspitze und gab den Gruß zurück.

Und immer neue kamen. Der alte Bertuch und der feingliedrige Eckermann, der dicke, lustige Organist Schütz aus Berka, der wackere Zeichner Melchior Kraus und viele andere, lauter Bekannte und Freunde der Eltern.

Zum Schluß ein Baldachin-Wagen, den zwei stattliche Pferde mit schwarzen, silberbestickten Decken zogen. Er fuhr wohl auf Gummirädern; denn das Fräulein am Fenster hörte ein Rollen und bemerkte kein Schüttein. Als der Wagen unter dem grünen Spion vorüberkam, sah sie sich selbst darin in einem schmalen braunen Sarg zwischen Rosen und Tannenreis. Sie hatte den weißen Konfirmationsstaat an und einen Immortellenkranz in den Haaren. Das wirkte so wundersam lieblich und heiter, daß ihr das Gruseln verging. Sie konnte nur schauen und staunen.

Unter den Klängen einer sanften, fernen Musik bog der Zug nach dem Frauenplan hinüber. Ihre Seele lauschte den tröstlichen Klängen und ihr kleiner, schwacher Körper neigte sich andächtig herab.

Am anderen Morgen fanden Nachbarn den grünen Spion in Scherben. Der über Nacht gekommene Wurzwind hatte ihn wohl aus den rostigen Angeln gehoben und auf die Straße geworfen.

Dem alten Fräulein tat der Verlust des letzten Freundes nicht mehr weh. [illegible] als die Nachbarn herauftamen, [illegible] vorsichtig gebettet im Nebenzimmer am Fenster und schlief.

Neben ihr auf dem Boden lag der halbvollendete wollene Strumpf. Es war der einzige, [illegible] nicht fertig geworden war.

Bureaukratismus.

Der Konrektor eines deutschen Gymnasiums, der sonst nur das Entschuldigungs- und Fehlwesen unter sich hat, vertritt den verreisten Rektor und haust auch in dessen Bureau. Von ungefähr kommt zu ihm ein Schüler, um sich vom Nachmittagsunterricht dispensieren zu lassen.

„Sie wollen mich ja als Konrektor sprechen," schmetterte der Gewaltige, „warten Sie draußen!" Nachdem der Herr Konrektor seinen Schreibtisch fein zugeschlossen und die Tür zum Rektorzimmer abgeschlossen hat, begibt er sich mit dem Schüler nach dem zwei Stockwerke höher gelegenen Konrektorat, schließt Türe und Pult auf und richtet seine Aktenmappe her. „Nun, was wünschen Sie denn?" beginnt er dann, zu dem Schüler gewendet, der, voll Erstaunen über diesen Bureaukratismus, kaum seinen Wunsch vorbringen kann.

— Auch. Beamter (zu dem Kollegen im Nebenzimmer): „Soeben soll ein Lenkballon vorübergekommen sein; warum haben Sie mich denn nicht angerufen?"

„Ist geschehen! Sie waren aber so in Ihre Arbeit vertieft . . ."

„Unsinn; das hätte ich trotzdem hören müssen . . . Sie werden wohl auch geschlafen haben!"

— Ja so. Student (der nach einer durchschwärmten Nacht morgens auf dem Teppich liegt, als die Vermieterin den Kaffee bringt): „Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollten mich um sechs Uhr wecken, Frau Müller!"

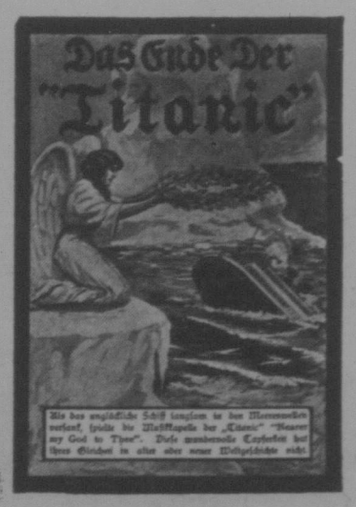
Vermieterin (ironisch): „Wären Sie denn aufgestanden, wo Sie erst um vier Uhr nach Hause gekommen sind?"

Student: „Selbstverständlich! Ich wäre aufgestanden . . . und hätte mich ins Bett gelegt!"

Wer hilft uns

Neue Leser für den ? "Courier" gewinnen

Da ein jeder Leser unserer Zeitung gewiß gern sein Bestes dazu beitragen wird, um die Leserzahl seiner Lieblingszeitung vergrößern zu helfen und da ein jeder Mitarbeiter an diesem guten Werke seines Lohnes wert ist, so haben wir für Gewinnung neuer Leser einige nützliche und auch lesenswerte Prämien ausgesetzt.



Für Gewinnung eines neuen vorauszahlenden Lesers:

1. Regina Zyklon Souvenir-Buch

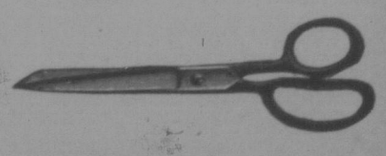
in welchem eine genaue Beschreibung in Wort und Bild den Lesern vor Augen geführt wird, mit vielen Abbildungen, welche Verheerungen dieser Sturm quer durch die Stadt Regina am 30. Juni 1912 angerichtet hat. Ein jeder Leser sollte dies Buch seinen Freunden im alten Lande zusenden.

2. Das Ende der „Titanic" am 15. April 1912

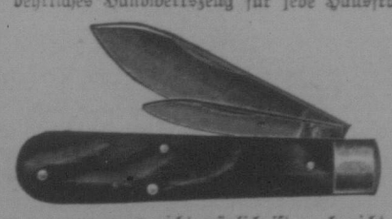
Eine Schilderung der furchtbarsten Schiffskatastrophe, welche die Welt je gesehen hat, das gewaltigste Unglück in der Geschichte der Seeschiffahrt.

Für Gewinnung von zwei neuen vorauszahlenden Lesern:

3. Eine wirklich gute Stahlschere



mit den Worten „Abonniert auf den „Sask. Courier" eingraviert, direkt von Deutschland importiert, ein unentbehrliches Handwerkszeug für jede Hausfrau.



4. Ein vortreffliches und starkes Taschenmesser

mit zwei Klingen, mit derselben Eingravierung wie bei der Schere, ebenfalls von Deutschland importiert. Ein jeder Farmer sollte ein solches haben.

Wem es nicht möglich ist, auch nicht einmal einen einzigen neuen Leser zu gewinnen, kann diese Prämien auch einzeln gegen Einsendung von 35c einschließlich Porto, für Messer oder Schere, und 50c, einschließlich Porto, für Titanic- oder Cyclone Buch, erhalten.

Also frisch an die Arbeit, Freunde, dann wird der Erfolg schon nicht ausbleiben.

Man adressiere:

Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd. **Box 503, Regina, Sask.**

Neue Leser		Nichtleser	
Name	Post-Office	Name	Post-Office
Einliegend $.....	Prämie Nr.....		